

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 5 (1901)
Heft: 10

Artikel: Der Simplon
Autor: Baud-Bovy, Daniel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573975>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Simplon.

Von Daniel Baud-Boby, Genf.

Mit sechs Abbildungen nach Originalzeichnungen von † Raphael Niz, Sitten.

Nachdem ich bei strömendem eiskaltem Regen zur Nachtzeit in Brig angekommen war, ward mir die frohe Ueber- raschung, im durchsichtigen Halbdunkel einer köstlichen Morgen- dämmerung zu erwachen. Durchs weit geöffnete Fenster strömt eine kristallklare, lockende Luft herein. Am Himmel verblassen unter den ersten Schauern des Lichts die hellen Sterne.

Im Begriffe, den Kellner des Gasthofs auszuscheiden, um mir einen Platz im Postwagen zu bestellen, erfahre ich von ihm, daß ein Kutscher mit einem vorzüglichen Wagen und vier guten Pferden „leer“ nach Domo zurückfahre; er wäre froh, einen Reisenden mitnehmen zu können. Obgleich ich die Postfahrt, die unvorhergesehene Begegnung mit Fremden, die Blandereien, die Fragen und Bemerkungen meiner zufälligen Reisegefährten über alles liebe . . . nehme ich, von der leidenschaftlichen Vor- liebe für neue Erfahrungen getrieben, den Vorschlag, der mir gemacht wird, an.

Um 6 Uhr besteige ich das Verdeck des hohen und prächtig bespannten Wagens. Sein Besitzer, Sarrazon von Aosta, der im Winter im Süden kutschiert und im Som- mer in der Schweiz, sitzt schon auf dem Boocke; er rafft die Zü- gel zusammen, pfeift seinen Pferden zu und holt mit der Peitsche aus. — Wir sind unter- wegs! Ein Schütteln geht durch die gewich- tige Maschine, die Fuß- eisen schlagen auf das Pflaster, die Scheiben klirren in ihren Rah- men, und all der Lärm ergießt sich in das enge Gäßchen mit den dü- stern, schläfrigen Mau- ern, das uns bald ins freie Feld hinausführt. Im nächsten Augenblick überholt uns Glocken- geläute; es sind die Frohnleichnamsglocken, deren Klänge rein und fröhlich in der Klar- heit des Morgens zer- fließen und mir die Worte Maupassants ins Gedächtnis zurückrufen: „Warum kommt uns der Ton der Glocken beim Erwachen des Tages so munter und bei der sinkenden Nacht so drückend vor? Ich liebe die kühle und leichte Morgen- stunde, wo der Mensch noch schläft und die Erde erwacht. Die Luft ist erfüllt von geheimnisvollen Schauern, welche die Langschläfer niemals kennen lernen. Man atmet, man trinkt, man sieht, wie das Leben sich wieder gebiert, das stoff- liche Leben der Welt, das Leben, das zwischen den Gestirnen rauscht und dessen Geheimnis uns mit uner schöplicher Qual erfüllt.“

Als wir die alte Napoleonsbrücke erreichen, beginnt die Sonne, die für uns durch den Abhang des Akenenhorns noch verborgen ist, sich über Brig zu erheben; sie beleuchtet seine hohe und nüchterne Kirche und die orientalischen Kuppeln des traurigen Schlosses der Stockalper, das von dem bläulichen Grün der Wiesen und Bäume eingehüllt wird. Auf der an- dern Seite des Rhonethales, wo am Ufer des Flusses die Pappeln sich zu langen Prozessionen reihen, leuchten die Felsen von Meters und Crimen seltsam rot, fast dunkel- weinrot. Weiter oben, auf den Bergen, schwebt eine Wolkenscharpe, die auf die Weiden und Wälder in der Tiefe breite blaue Schatten herabwirft. In der Ferne, an einer der Biegungen der Rhone, taucht ein weißer Flecken auf, das ist das „edle“ Visp!

Vor uns steigt die Straße zur Höhe hinan, einförmig und vom gestrigen Regen mit lila-grauer Feuchtigkeit bedeckt, die

den Himmel wiederpiegelt. Zitternde Birken mit weißen Stämmen rahmen sie ein und Wiesen, die in Silberglanz schimmern. Sie schwingt sich methodisch in gleichförmigen Schreihen hinauf; man fühlt die Berechnungen des Ingenieurs heraus, denn sie entbehrt der instinktiven Anmut, wie sie jenen Wegen eignet, die sich da durchwinden, wo es am leichtesten ist, die das unmittelbare Hindernis allmählig umgehen und dennoch weder auf die Zeit noch auf die Steinhänge achten; hier merkt man einen Gesamtplan, einen Willen heraus, der siegen will und den nichts aufhalten kann; man bekommt eine Vorahnung von der Kühnheit des Tunnels, der augenblicklich unter uns in den Berg hineingetrieben wird und das Massiv auf dem Niveau der Ebene durchsticht.

Nach einer Inschrift auf einem Felsen im Ossola-Thal wäre die ursprüngliche Straße unter Septimius Severus an- gelegt worden; allein das war zweifellos keine von den be- kannten breiten, römischen Heerstraßen, an denen in gleichmäßigen Entfernungen Umspahn-Stationen, „mutationes“ genannt, er- richtet waren, und wel- che in schwerfälligem Gang die gewichtigen Fuhrwerke, die „plaus- tra“ und die „carpen- ta“ dahinfuhren. Denn man brauchte damals, versichert Strabo, mehr als fünf Tage, um bis zur Wasserscheide der Alpen zu gelangen.

Der Simplon mußte wahrscheinlich nur von Fußsoldaten überschrit- ten werden und wurde nicht als strategische Straße betrachtet.

Dennoch benützten ihn in späteren Jahrhun- derten die Heere des heiligen römischen Rei- ches, und zwar mehr als einmal. Da die Bergbewohner ihn je- doch schlecht unterhiel- ten, wurde er immer weniger gangbar, bis Heinrich von Naron

Die Napoleon-Brücke über die Saltine.

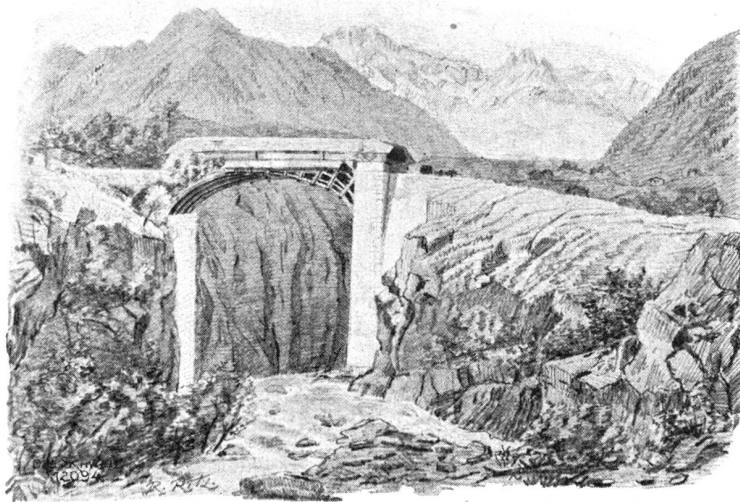
(1250) mit den Mailändern eine Vereinbarung traf, ihn wieder instand zu stellen. Gegen das Ende des 13. Jahr- hunderts (1291), erzählt Gourbault¹⁾, schloß Frankreich mit dem Wallis einen Vertrag, um den Fahrverkehr sicher zu stellen, und damals wurde sowohl ein Zollhaus als auch ein Hospiz auf dem Simplon errichtet, welches letztere von Mittern vom Johanniterorden geführt wurde. Noch später wurde durch die Stockalper auf der Passhöhe ein neues Schutzhause errichtet.

Aus einem solchen Uebergang zweitüniger Bedeutung sollte Napoleon eine der berühmtesten Alpenstraßen machen. — „Der Ruhm, dieses großartige Unternehmen, das noch schwie- riger war als die Arbeiten des Herkules, entworfen und aus- geführt zu haben, gehört dem Chevalier Gaud. Es wurde auf Befehl Napoleons nach der Schlacht bei Marengo begonnen und im Jahre 1805 vollendet. Die Entfernung zwischen Paris und Mailand wurde dadurch um 50 Meilen gekürzt.“²⁾

Die Straße verläßt plötzlich die waldige Abdachung des Akenenhorns und nähert sich der tiefen Schlucht der Saltine, wobei sich die Spitze des Staldhorns abdeckt; sie ragt einsam in die Höhe und beherrscht zwei enge Thäler, deren Wasser sich zu ihren Füßen vereinigen. Die modernen Klubisten, die an die Schauspiele der Gletschermwelt, an die Abgründe, aus

¹⁾ Gourbault: La Suisse. Zwei starke Bände.

²⁾ La Suisse pittoresque: William Beattie, übersetzt von Dancla (1836).



welchen die Kolosse des Oberlandes auftauchen, an die graubündischen Schluchten gewöhnt sind, mögen bei aller Bewunderung, die sie ihnen zollen, diese Gegend ohne Furcht betrachten; aber vor fünfzig Jahren noch erfüllte sie die Touristen mit Schrecken. Der Engländer Beattie (s. oben) z. B. schreibt folgendes: „Es braucht wirklich einigen Mut, um mit kaltem Blut die Abgründe zwischen dem ersten und zweiten Schutthaus zu betrachten, die sich einem sozusagen unmittelbar vor den Füßen öffnen, und in deren Tiefe der Wildbach seine brüllenden Wogen dahinwälzt. Der gegenüberliegende Berg ist so steil, daß die dort wachsenden Fichten eine auf der andern zu stehen scheinen.“

Der alte Saumweg, der tiefer in diese Schlucht hineinbringt, mußte sicher einen noch wilderen Anblick gewähren. Hier hat sich während des italienischen Feldzuges eine heldenhafte Begebenheit abgewickelt, welche L. Simond¹⁾ nach Obel folgendermaßen darstellt:

„Während Bonaparte den großen St. Bernhard überschritt (27. März 1800), schickte man den General Bethencourt an der Spitze einer tausend Mann starken Kolonne über den Simplon; Lawinen und Felsstürze hatten eine Brücke zerstört, so daß der Weg durch einen fürchterlichen Abgrund von 60 Fuß Breite unterbrochen war. Da stellte sich ein tollkühner Freiwilliger zu dem denkbar gewagtesten Unterfangen: er benützte die Löcher der einen Brückenwand, die ehemals dazu gedient hatten, die Tragbalken aufzunehmen, und, indem er einen Fuß um den andern der Reihe nach in die verschiedenen Löcher setzte, kam er glücklich am andern Rand des Abgrunds an. Ein Seil, das er am einen Ende mit herübergezogen hatte, wurde in Mannshöhe an den einander gegenüber liegenden Felswänden befestigt. General Bethencourt überschritt den Abgrund als zweiter, indem er sich an dem darüber gespannten Seile hielt und mit den Füßen in den Löchern der Brückenwand einen Stützpunkt zu finden suchte. Hierauf folgten die tausend Soldaten, die er befehligte, einer nach dem andern, beladen wie sie waren, mit ihren Waffen und Tornistern. Zur Erinnerung an diese kühne That hat man die Namen der französischen und schweizerischen Offiziere in den Felsen eingegraben. Beim Vataillon befanden sich aber noch fünf Hunde; als der letzte Mann hinüber war, stürzten sich diese armen Tiere alle zusammen in den Abgrund; drei von ihnen wurden augenblicklich von den wilden Fluten des Gletscherbaches hinweggerissen; die zwei andern besaßen Kraft genug, um mit Erfolg gegen die Strömung anzukämpfen, und als sie das entgegengesetzte Ufer erreicht hatten, kletterten sie die Felswand hinauf, wo sie ganz zerschunden sich zu den Füßen ihrer Herren niederlegten.“

1) L. Simond: Voyage en Suisse (1817—18—19).



„Schallbett“, fünftes Refugium, und die Galerie Kaltwasser.

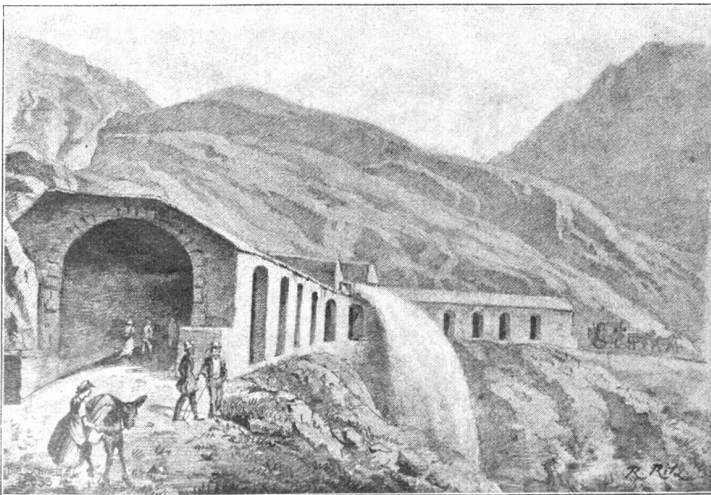
Wir haben das zweite Schutthaus hinter uns und fahren im Trab, denn die Steigung ist unbedeutend, das Ganterthal hinauf. Rechts, hoch oben und in der Ferne, bemerken wir den Kaltwasser-Gletscher, der den Paß beherrscht. Vor uns liegt Verisal; etwas weiter oben verengert sich das Thal, man möchte glauben, es schließe sich; und diese Verengung läßt die Gletscher des Wajenhorns und des Bortelhorns, die von leichten Nebeln verschleiert, hernieder funkeln, nur um so prächtiger erscheinen.

Oberhalb Verisal biegt der Wagen ins Dunkel von Tannensäulen ein. Die Sonne, die hinter dem Furggenbaumhorn hervorprühlt, taucht ihre zitternden Strahlen darein, welche den Schatten blauer und feuchter erscheinen lassen.

Eine neue Straßenbiegung, die diesmal gerade auf den Kaltwasser-Gletscher hinzielt, führt uns wieder auf die Höhe des Saltine-Thals zurück. Von diesem Punkt aus, der dem zweiten Schutthaus beinahe gegenüber liegt, jedoch 400 Meter höher, auf der andern Seite der Ganter, ist der Blick nach rückwärts wunderbar schön. Das ganze Massiv des Aletsch leuchtet in den klaren Himmel hinein, und die Bergriesen: das Fletschhorn, das große Nesthorn und das Aletschhorn kommen uns vor wie Luftschiffer, welche der Nebelstreif, der immer noch seinen blauen Schatten wirft, im Luftraum trägt wie das Meer eine Boje.

In der Tiefe, kaum erkennbar, so jeht hat sich der Dunst der Ebene verdichtet, taucht Brig wieder für einen Augenblick auf. Vor uns zieht sich am Fuße des Schönhorns die Straße dahin, den Geröllhalden entlang, die sie beständig mit Lawinen bedrohen; an gefährlichen Stellen verschwindet sie in Galerien, die in den Fels gesprengt wurden. So schleicht sie nachdenklich unter dem Abfluß des Kaltwasser-Gletschers hindurch. Vom fünften, dem sogenannten Schallbett-Schutthaus aus können wir die Wassergalerie, dann die alte Galerie und die Josephgalerie sehen, die darauf folgen. Bald hernach erreicht die Straße den traurigen und öden Paß; er faßt den mächtigen Sockel mehrerer Gletscher ein (Moßboden-, Bodmer-, Gamfergletscher etc.), der die Gipfel des Rautenhorns und des Fletschhorns trägt. Das letztere schwingt sich bis zu einer Höhe von über 4000 Meter auf; seine Felswände sind stahlgrau, glatt und schimmern, wie wenn sie durch ihren beständigen Kampf mit den Elementen abgenützt worden wären.

Wie wir in die Wassergalerie eindringen, gibt mir Sarrazon den Rat, den Kopf zu beugen. In der That stützen Eisenbalken das Gewölbe, und vor zwei Jahren vergaß ein Postillon, der noch nicht lange angestellt war, sich in acht zu nehmen.



Die Galerie von Kaltwasser.

Er stieß sich den Schädel ein und sein Gefährt stürzte in den Abgrund, wo es in Trümmer ging. Eine Felsenöffnung läßt uns durch den durchsichtigen Wasser Schleier hindurch, der da herunterrauscht, die Klanken des Stalldorns erblicken. Man glaubt, ein geheimnisvolles, die Seele bewegendes Landschaftsbild aus einem Kaleidoskop vor sich zu haben. Jetzt dehnt sich der Paß vor uns aus; der kurze Rasen ist noch rot vom Schnee, der eben darauf zerschmilzt; in den Schattentönen bewirkt er blaue Flecken. In jeder Mulde fließt ein Bächlein mit lebendigem schwarzem Wasser von wunderbarer Klarheit; daneben schimmern in Myriaden die Blütenbüschel des Steinbrech, zu goldenen Rissen zusammengebrängt, und die Gentianen umkränzen sie mit dunkeln Arabesken. Ohne das Lächeln dieser lebhaften Blumen, die ihre glänzenden Blumenkronen aus Furcht vor dem Winde kaum zu erheben wagen, wäre die Paßhöhe öd und traurig. Das Hospiz, ein schwerfälliges viereckiges Gebäude, das von Bernhardinerhunden bewacht wird, steigert diesen Eindruck noch; denn es hat beinahe das Aussehen eines Spitals. Von Napoleon gegründet, blieb es lange Zeit unvollendet und wurde erst durch die Mönche von St. Bernhard, die es im Jahre 1825 erwarben, vollständig ausgebaut. Das alte Hospiz gewährt einen noch trostloseren Anblick; es ist ein hoher, viereckiger Turm mit Seitentürmchen und kleinen Fenstern und, abgesehen von den Kuppeln, in demselben Stil errichtet, wie das Schloß Stockalper. Man würde es für eine Festung ansehen, was es zweifellos auch bis zu einem gewissen Grade sein sollte. Am Fuße seiner Mauern ducken sich zerstreute Hirtenhütten vor dem rauen Winde. Hier ist es nach dem Volksmunde neun Monate Winter und drei Monate Frost im Jahre. Wirklich durchdringt uns trotz der Sonne ein eiserner Windhauch, unter welchem die ganze Landschaft erschauert.

Nun beginnt der Abstieg. Raum sind wir einige Meter tiefer, so umgibt uns eine weniger harische Luft. Auf den kurzen und brandigen Rasen folgen schon dichte Wiesen; Taufende von dicken, gelben Dolben entfalten sich in solcher Menge, daß man aus der Ferne Rapsfelder zu sehen glaubt. Zu beiden Seiten des breiten Thales, in welchem die Straße sich dahinwindet, ragen mächtige Berge empor; zu unserer Rechten treibt der Knochbengletcher seine ungeheure Moräne vor sich hin; zu unserer Linken macht sich der majestätische Monte Leone breit, den wir umgangen haben. Am Fuße dieser Berge erscheinen die Bäume wieder; es sind meistens Lärchen; ihr glänzendes Grün, das dunklere Blau der Wasser, die von allen Seiten herniederrieseln, die wärmeren Farben der Felsen lassen es uns fühlen, daß wir auf dem südlichen Abhang sind, und verkünden aus der Ferne Italien.

Eine Brücke führt uns auf das rechte Ufer des Krummbachs und rasch erreichen wir das Dorf Simplon, eine Häusergruppe aus grauen Steinen, welche ein niedriger viereckiger Turm beherrscht und welche der Wind unaufhörlich peitscht. Eine warme Suppe erquickt uns; die ausgespannten Pferde machen eine Stunde Rast. Die Post holt uns hier wieder ein; im Augenblick, da Sarrayon wieder anspannt, fährt sie uns in geräuschvollem Galopp und unter Peitschenknallen vor. Sarrayon hat inzwischen einen fröhlichen Schluck getrunken und eine „Brissago“ angezündet; dann eilen wir in den Geleisen der Post ihr nach, und es ist merkwürdig zu sehen, mit welcher Genauigkeit die vier Pferde sich bei jeder Kehre zur Seite neigen und sich allmählig wieder aufrichten. Die beiden Leit-

pferde gehen mit hoch erhobenem Kopf, aufmerksam, Aug und Ohr beständig auf der Lauer, die Brücken, die Straßengräben, das aufgeschichtete Holz untersuchend, einher, als ob sie wüßten, daß eine Verantwortung auf ihnen lastet; die beiden andern lassen die Ohren schlaff herunterhängen und sich mechanisch führen.

Die Straße betritt jetzt das Laquin-Thal, dessen Hintergrund der Weißmies mit seinen ebenholzschwarzen, ganz in Azur schimmernden Felsen einnimmt; dann tritt sie wieder heraus und überschreitet bei Gstein (Algaby) den Krummbach, in den sich ein wenig weiter unten die Wasser vom Laquin ergießen. Unmittelbar darauf erschließt sich uns die schwarze Höhle der Galerie von Algaby; es ist die enge und ernste Pforte, welche die Gondo-Schluchten eröffnet. Diese gehören zu den wildesten; die Vorberge des Seehorns und des Kästihorns steigen in senkrechten, manchmal überhängenden Felswänden hernieder, die sich da und dort zu berühren scheinen und mehrere hundert Fuß hoch sind; zwischen diesen Schieferwänden schäumt ungebärdig der Bergbach, der den Na-



Die Galerie von Algaby.

men Doveria angenommen hat; es scheint, als ob er einer Erbrossung enttrinnen wollte; seine Bogen überstürzen sich angstvoll und er bildet ein Gegenstück zur Straße, deren kühnes Bett er an die Felsen drängt. Er entwickelt eine Wasserstaubwolke, in welcher die Reflexe spielen, die sich die einander gegenüberstehenden, in prächtigen Farben schillernden Felswände zuwenden; diese weisen lange, feuchte Streifen auf, da und dort blutrote Flecken, von eisenhaltigem Wasser herrührend, hier wiederum grüne, von Algen und seltenem Gesträuch; am obern Rande sind sie vom goldenen Tageslicht umspielt. Nicht selten erzählen uns zertrümmerte Schutzhäuser von den furchtbaren Lawinen, und stellenweise erkennt man auf dem rechten Ufer noch den alten Weg, der an dem Abgrund hinaufklettert. Eine Felsmasse von größerem Umfange als die andern versperrt den Weg. Die Galerie von Gondo durchbohrt sie. Ins Dunkel, das sie erfüllt und worin sich die vorderen Pferde bereits ver-

lieren, lassen einige Fenster, welche sich gegen die Doveria hinaus öffnen, ein eiskaltes, blaues Licht hereinströmen. Der Engländer Beattie entwirft folgende Beschreibung davon: „Die Galerie von Gondo ist in Bezug auf Ausdehnung, Lage und Ausführung ein Wunderwerk menschlichen Unternehmungsgeistes und übertrifft alles, was dieser bewundernswürdige Alpenübergang an Staunenswerthem darbietet. Achtzehn Monate ununterbrochener Arbeit, die von beiden Seiten aus von Scharen von je zwanzig Minirern ausgeführt wurde, die sich gegenseitig ablösten, waren nötig, um ein Bohrloch von 600 Fuß Länge durch Granit hindurch zu vollenden. Die beiden Seitenöffnungen, durch welche das Licht in die Galerie eindringt, waren aus dreifachem Grunde angebracht worden; nämlich um bei den Arbeiten sechs Gruppen von je zwanzig Minirern anstatt nur zwei zu verwenden; dann auch, um die Blöcke und den Schutt, der von der Sprengung herrührte, in einen Abgrund abzuführen, der sich weiter unten öffnet und endlich, um mit dem eindringenden Lichte die Galerie zu erhellen. Einer dieser Öffnungen gegenüber hat man an der Felswand folgende Worte eingehauen, die an die Beendigung der Arbeiten erinnern:

AERE ITALO —
MDCCCV —
NAP. IMP.

Nachdem man die Galerie verlassen hat, bleibt man einen Augenblick auf dem Brückenboden stehen, welcher den Frassimone-Wasserfall überspannt, der von beträchtlicher Höhe herabstürzt und sich hundert Fuß weiter unten in die Doveria wirft. Das Schauspiel, das man hier vor Augen hat, sagt Mr. Broceton, vereinigt vielleicht das merkwürdigste von dem in sich, was uns den Begriff des Erhabenen vermittelt, und zwar in einem höheren Grade, als alles was man in den Alpen findet. Diese Galerie, die so düster ist wie ein phantastisches Kloster, diese Brücke, die über einem Katarakt hängend, sie fortsetzt, in der Tiefe die im Dunkeln dahinstürzenden Wogen der Doveria und die furchtbaren Felswände, die im Westen die leuchtende Masse des Bodmer-Gletschers einrahmen, das alles trägt dazu bei, den Beschauer zu packen und zu ergreifen.

Bald darauf kommen wir in Gondo an, dem letzten schweizerischen Dorf, einem armfeligen grauen Weiler, der den Eindruck erwecken würde, als ob er in der Tiefe eines ungeheuren Verließes verschmachtet, wenn das Valais-Thal ihm nicht ein wenig Licht spenden wollte. Die Stockalper haben auch hier ein Schutzhaus errichtet; es ist gegenwärtig, nach Baedeker, ein Wirtshaus von wenig einladendem Aussehen; der sieben Stockwerke hohe Turm aus grauem Gestein hat sogar etwas Grausiges an sich und ähnelt mehr einer Mördergrube als einem Obdach. Während Sarayon mit den Zollwächtern über sein

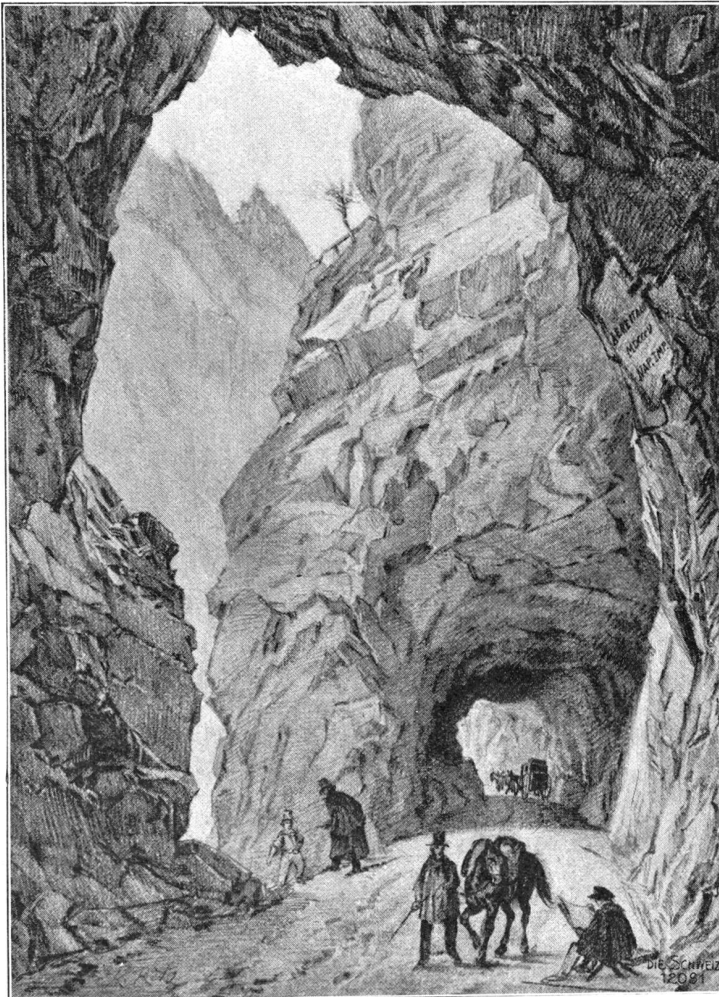
Fuhrwerk unterhandelt, erzählt mir die Telegraphistin von der entsetzlichen Wintertälte und der Sommerhitze, die sie an diesem traurigen Orte auszustehen hat. Augenblicklich macht die Sonne, welche auf die benachbarten Felsen herniederbrennt, die Temperatur schier unerträglich.

Wir sitzen wieder auf und kommen bald an einer Granitsäule vorbei. Wir befinden uns auf italienischem Boden, und das Thal heißt von hier ab Val di Vedro. Es erweitert sich; der Bergrücken, der das rechte Flußufer bildet, biegt sich nach Süden. Auf den weniger steilen Abhängen wechseln allmählich Gebüsch, Bäume und Wiesen mit Felsbänken ab; weiter oben sind wahrscheinlich bebauten Terrassen, aus denen Kirchtürme aufragen, die sich blendend weiß von dem dunkeln Himmel abheben.

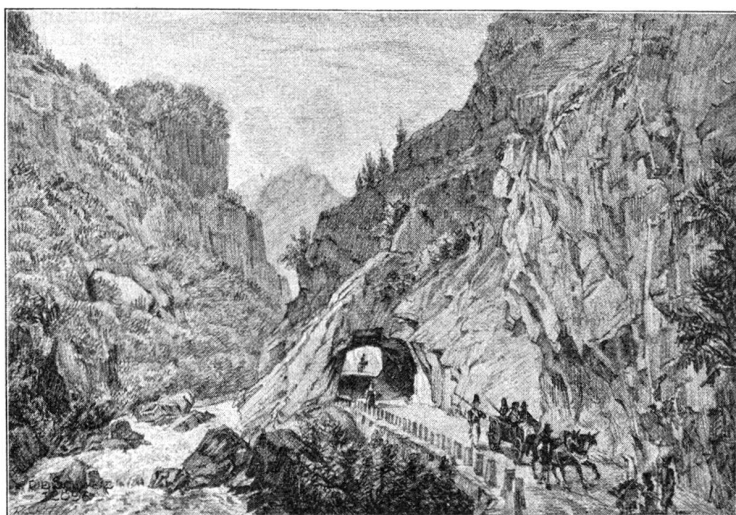
In Sella werden vor den Arkaden des Zollgebäudes Karren und Wagen angehalten. Der Platz ist staubig und brennend heiß; die unordentlich gekleideten, schmutzigen Zollwächter, mit ihren Hosen in den hohen Stiefeln, haben ein theatrales Brigantengebahnen an sich; das Bureau des Zeleinhnehmers ist erfüllt und vergiftet von muffigem Knoblauch- und Tabakgeruch, und schmieriges Papier liegt auf dem Boden herum — — — Hart daneben ist ein kleines Café; Leute in Lumpen sitzen vor dem Hause an den Tischen, Zollwächter spielen Karten; Gabelnische mit gekräuften Haaren schleichen draußen um die Pferde und Wagen herum; eine Alte bietet mir schöne Kirschchen in einer fettigen Zeitung an, — und dann heißt man mich zwei Franken Zoll bezahlen für ein armieliges Päckchen Zigarren, indem man mir zugleich zu verstehen gibt, daß ich, wenn ich reklamiere, die doppelte Auflage zu entrichten habe!

In Sella wird der Simplontunnel ausmünden. Ganz nahe bei dem alten Dorf entsteht jetzt ein zweites, ein ganz

neuer unfertiger Flecken, dessen Mauern in der Sonne glänzen; es sind Arbeiterhäuser, Baracken, hohe Werkhäuser und Wohnungen für die Ingenieure. In einigen Fenstern ranken und blühen schon Blumen; ungeschlachte Aushängeschilder, gewöhnliche Anschlagzettel künden alle Berufsarten, alle nötigen Industrien an; hier ein Schuster, dort ein Barbier, da eine Schnittwarenhändlerin, ein Bäcker etc.; besonders zahlreich sind die Schenken (Vino, Birra, Gazouza), die beinahe alle auf der Seite einen Kegelspielfeld haben, der in die braune Erde eingeschnitten ist. Die Arbeiter, die an diesem Tage Urlaub haben, stehen und gehen auf der staubigen Straße herum, schlafen in den Obstgärten im Schatten der Bäume, spielen Karten, die „Morra“, oder werfen Kugeln; auf den Schwellen der Bretterhäuser, auf den Stufen der knarrenden Treppen schreien und keifen Kinder; Frauen, junge Mädchen, von denen einige wunderbare Augen



Erster Ausblick aus der Galerie von Gondo.



Galerie von Grevola.

haben, sitzen träumerisch und schläfrig herum, „Ja ja!“ bemerkt Sarrayon zu mir, „hier gibt's allerlei Volk, sogar solches von der schlimmsten Sorte,“ und, indem er einen Revolver aus der Tasche hervorblickt läßt: „Es wäre hier zur Nachzeit nicht geheimer, ohne diesen Freund da!“

Man kann der Größe der modernen Unternehmungen, wie die Durchbohrung des Simplons eine ist, nicht ohne Bewunderung gedenken. Sie bringen ein ganzes Volk von Arbeitern in Bewegung. In Maters wie in Felle wachsen ganze Dörfer aus dem Boden. Die Unternehmungen sind zugleich riesenhaft, kühn und sicher und doch das Produkt peinlich genauer Berechnung. Bis jetzt haben die am Gotthard und am Mont Cenis gemachten Erfahrungen dem Simplon nützliche Dienste erwiesen. Am Gotthard betrug die Zahl der Kranken 60%; dieses Verhältnis wird, wie die Ärzte versichern, hier bei weitem nicht erreicht werden.

Freilich sind die beiden Tunnelstücke noch nicht so weit vorgetrieben, daß man gegen die hohen Temperaturen, die, wie es scheint, von der Höhe des Massivs abhängig sind, ankämpfen hätte. In unserm Falle müßte man sich darauf gefaßt machen, eine noch höhere Temperatur als im Gotthard vorzufinden, wo sie bereits 35 Centigrad überstieg. Die Pferde starben hier beinahe alle hinweg; die Arbeiter fielen rasch Krankheiten anheim; und seltsam, sie litten an Eingeweidewürmern, den Anthelminthen, Parasiten, die sonst nur in Ägypten beobachtet wurden, und bewirkten hier die ägyptische Bleichsucht.

Im Herzen der Alpen und an den Ufern des Nil erzeugte also die selbe Ursache, d. h. eine übermäßige und feuchte Hitze, ähnliche pathologische Zustände. Nun rechnet man am Simplon mit der Verbesserung der Ventilatoren und vielleicht sogar mit der Möglichkeit, die Tunnelwände künstlich gefrieren zu machen, um das Aufkommen jener Krankheiten, das einzige Hindernis, das man noch fürchtet, zu vermeiden.

Das Thal erweitert sich mehr und mehr; Ulmen und Kastanienbäume bekleiden es mit einem glänzenden Grün, welches der Nordländer nur schwer mit dem Anblick des Hochgebirges zu vereinigen mag. Die Kulturen nehmen schon mehr Raum ein; hier Maisfelder, dort Maulbeerbäume — und da liegt das Dorf Warzo vor uns, am Fuße des Gastella, gegenüber der Albione-Spize, am Ausgange des sehr bevölkerten Thales, durch welches die Cherasca fließt. Hier klettert die Weinrebe am Spalier empor, knotige Feigenbäume senden ihre schwarzen Arme aus und entfalten ihr grünes, großblättriges Laubwerk vor den Häusern.

Die Berge werden niedriger, bedecken sich bis zum Rücken mit Grün und gehen durch weiche Hügelwellen in die Ebene über; sie scheinen sich zu dehnen, die Thäler öffnen sich und ergeben sich in sanften Senkungen. Ihnen entfließen langsam und selbstgefällig die schönen Bäche, die auf der andern Seite

aber den engen Schluchten das fruchtbare angeschwemmte Land entriß.

Unterhalb Ricemo wendet sich die Doberia nach Süden, verliert sich in einer waldigen Schlucht, wo die Straße, beinahe auf dem Niveau des Flußlaufes, in die Galerie von Grevola einmündet, um unterhalb des Dorfes gleichen Namens, sich in die Tosa zu werfen. Wir überschreiten sie auf einer hohen Brücke, von welcher unser Blick das weite Antigorio-Thal und vor uns seine glänzende, vielfarbige und ganz italienische Fortsetzung, das Dissola- oder Eschen-thal umfaßt.

In Domo d'Ossola trenne ich mich von meinem wackeren Sarrayon, nachdem ich mit ihm eine Flasche frischen, wohl duftenden Chianti geleert habe. Die Alpen glänzen in der Ferne, und indem ich diese ungeheuren Bollwerke sich plötzlich aus der lombardischen Ebene erheben sehe, stimme ich in L. Simonds' Ausdruck ein: „Die Schweiz liegt innerhalb dieser Mauern und ich stehe außerhalb derselben; ihre große Erhebung und ihre weite Ausdehnung machen hier einen noch lebhafteren Eindruck als von der Innenseite aus.“

Eine Eisenbahn, welche die Tosa mehrfach kreuzt, bringt mich langsam nach Gravellona. Es ist erstickend heiß. Die ganze Wanderung durch diese Gegend muß herrlich sein; ich kann jedoch nur nach einzelnen Ausblicken urteilen: Hier weidet an einem klaren Bache, der von Weiden und Pappeln eingeraht ist, eine Kuh; ihre Hirtin lächelt einem Burschen mit roter Cravatte zu, und diese bescheidene rote Note klingt hier mit wie auf einem Bilde von Corot. Auf den Abhängen der Berge erscheinen kleine alte Städte, Piedimulera, Anzola und Ornavasso, welche durch Auswanderer aus dem Wallis gegründet wurden. In Gravellona verlasse ich den Zug, um auf das Verdeck des Omnibus zu klettern, welcher den Fahrdienst bis nach Pallanza versieht. Drei große Pferde schleppen das wuchtige Fuhrwerk, das mit Handelsreisenden, Städtern und Bauern überladen ist, die in einemfort schreien und fragen und sich über das „Gott und Hüft“ des alten Kutschers lustig machen, der seine rote Mütze gar neckisch trägt. Noch einmal überschreiten wir den breiten, ruhigen, türkisblauen Fluß, um auf die Straße zu gelangen, die dem Monte Orsano entlang führt. In diesen Granitkloß haben drei Steinbrüche mächtige Lücken gerissen, die sich auf seinem grünen Kleide wie drei in lange Gewänder gehüllte Frauenkörper abzeichnen. Indem wir aus seinem Schatten heraustreten, gewahren wir zwischen den düsteren Stämmen der großen, silbergrauen Pappeln hindurch das Ende des Mergozzo-Sees, der in rosigem Dunst heraufglänzt. Dann nähert sich die Straße der weiten Mündung der Tosa. Zu beiden Seiten des staubigen Weges, auf welchem die Pferde schleppend dahintrotten, dehnen sich feuchte Wiesen aus, über welchen ein dünner Schleier liegt. Wasserliebende Bäume ragen aus dem Stechginster auf, da und dort glänzen Lachen. In diesen Sümpfen weiden kleine Kühe. Am Ufer des breiten Kanals sind barfüßige Kinder auf dem Fischen; eines von ihnen taucht sein Netz ins Schlammwasser ein, zieht es mit rascher, geschickter Bewegung wieder zurück und wirft ein silberschimmerndes Ding auf die Böschung.

Walzen und Karren, die zum Transport der Granitblöcke dienen, liegen da und dort aufgehäuft. Schon zittert der Spiegelganz aus der Bucht von Pallanza herauf; unter dem letzten Strahl der Sonne gerät das metallschimmernde, in Farben wechselnde Wasser in leises Schwanen; sein Glanz geht über in die dunkelvioletten Tinten am Gestade von Baveno und badet den Fuß der Borromäischen Inseln. Umflutet von der köstlichen Luft, wandern wir der Bucht entlang. Nachdem man die rauhen Engpässe zurückgelegt hat, steht man unter dem Eindruck, den vollstündigsten, sehnuchsvollsten Traum zu erleben. Alles atmet süße, duftige Klarheit, alles ist Liebllichkeit.

Pallanza ist eine jener kleinen, ausgefuchten Städte, deren Charakter Lanthierie in seinem schönen Buche: „L'homme devant les Alpes“ folgendermaßen skizziert: „Alle diese kleinen Uferstädte haben ihren öffentlichen Platz, der von Galerien und Arkaden eingeschlossen ist. In der Mitte desselben steht eine mit Schiffschnäbeln gezielte Säule; rings herum uralte Häuser, deren Fenster mit Schattentüchern in den lebhaftesten Farben

versehen sind; darüber das Schloß, ein Denkmal vergangener Zeiten; dahinter 20, 30, 40 Stockwerke übereinander liegender Weingärten, Oliven-, Orangen- und Palmenhaine; in der Ferne die zackige Linie der Berge und Wälder, die an den Hängen hinauf klettern; ganz im Hintergrund endlich die Schneegebirge und Gletscher."

Ballanza entspricht diesem Gemälde. Ich habe hier unter den Bäumen am Quai einen zauberhaft schönen Abend zuge-

bracht; die Erinnerung an die hohen und rauhen Gegenden, die ich durchquert hatte, an den öden und fahlen Engpaß, an den eisig kalten Wind, die tiefen Schluchten, ließ den lauen Atem der Luft nur um so linder, das leise Gescholke des Sees, auf welchem unbekannte Schimmer und die Bilder der Sterne zitterten, nur um so reizvoller, und die Musik, die Stimmen von Frauen und die Wohlgerüche der italienischen Landschaft um so berauschender auf mich wirken.

✠ König Rolf. ✠

Drei Jahr sprach König Rolf kein Wort
Und schwieg seinen Kummer aus,
Drei Jahr blieb Sang und Freude fort,
Drei Jahr schwieg Fest und Schmaus.

Das war Jarl Harold, der nahm sie mit
Vor drei Jahren übers Meer,
Der nahm auch die junge Königin mit . . .
König Rolf, wie trägst du so schwer!

Sieh! wieder zieht der Sommer ins Land,
Von tausend Stimmen klingt die Luft,
Von den Bergen weiß bis hin zum Strand
Steht alles in Licht und Duft.

König Rolf, wie trägst du so schweren Gram,
Weiß ward dein Haar wie der Schnee.
Sieh, König Rolf, wie wunderbar
In der Sonne glänzt die See!

Sieh! endlich alle Trauer hinaus
Und werde froh wie dein Land!
Glücklich, wer wie du in jedem Haus
Das Herz seines Volkes fand!

König Rolf, sie hängen an deinem Mund
Und warten auf dein Wort!
König Rolf, des Volkes Herz ist gesund,
Das scheucht alles Weh dir fort!

Er schweigt; seine Miene bleibt düster nur.
Im Saal schweigt Jarl und Mann.
Vor drei Jahren that König Rolf einen Schwur,
Der liegt auf ihm wie ein Bann.

Es will der Sommer ihm nicht ins Blut,
Ihm fehlt sein jung Gemahl
Und ein Erbe, der ihn mit jungem Mut
Erlöst von Krone und Qual.

Er schweigt und starrt auf die See hinaus . . .
Hundert Drachen segeln durchs Licht —
Und Waffenglanz! und Jubelgebräus! . . .
König Rolf sieht all das nicht.

* * *

Es schlich durch die blumige Sommernacht
Ein fremder Bettler hinauf;
Der ward vor König Rolf gebracht
Und schlug das Auge nicht auf.

Er pochte ans Thor wohl sieben Stund,
Keine Drohung schreckte ihn ab;
Er schlug sich die fiebernden Knöchel wund
Und zerbrach den Bettlerstab.

Nun drückt er tief das Auge zu.
Sie sehn ihn grollend an.
„König Rolf, ich trage so schwer wie du,
Ich bin ein wunder Mann.

Ich will mit dir tragen Gram und Leid,
Mein Mund soll schweigen hinfür.
Verachte nicht mein Bettelkleid
Und weise mir nicht die Thür.

Und wenn du nicht reden und lächeln willst,
Laß mich teilen die quälende Ruh,
Und ob du dein Herzleid nimmer stillst,
Ich trage so schwer wie du.

Laß mich als schweigenden Schatten bei dir
Dein traurig Abbild sein,
Laß König und Bettler gemeinsam hier
Gramvolle Gefährten sein.

König Rolf, ich schwörs, ich käme nicht,
Wär hier Jubel und Freude und Pracht,
Ich störte mit meinen Lumpen nicht
Und bliebe stumm in der Nacht."

König Rolf läßt alles schweigend geschehn
Und nickt nur finster drein. —
Wenn die Sterne nachts in die Halle sehn,
Sehn sie König und Bettler allein.

Schaut König Rolf auf die silberne See,
Hockt der Bettler zu seinem Fuß —
Zwischen Beiden nur ein schweigendes Weh,
Kein Blick sonst, kein Wort und kein Gruß.